lich begründete Selektionen solcher Kreise stützen, denen jeweils bestimmte typische Merkmalsstrukturen gemeinsam sind. Ein solches (etwa im Bereich der Wahlforschung schon lange erfolgreich praktiziertes) Vorgehen versetzt uns in den Stand, der Pluralisierung von Lebenslagen nachzugehen, ohne zunächst auf Individualdaten zurückgreifen zu müssen.

Differenzierungstheoretisch gesehen kommt neben den traditionellen, von der jeweiligen sozioökonomischen Struktur abgeleiteten Indikatoren, auch den zunehmend bedeutungsvoller werdenden kulturellen Aspekten eigenständige Bedeutung zu. BOURDIEUS (1985) Theorie des Sozialen Raumes bietet (unabhängig von seiner klassentheoretischen Terminologie) eine Möglichkeit, der strukturellen Wirkung von ökonomischen, sozialen und kulturellen Ungleichheitsdimensionen nachzugehen. Über die Analyse seiner verschiedenen Kapitalarten, zwischen denen er versucht, eine theoretisch begründete Beziehung herzustellen, gelangt BOURDIEU zur Vorstellung eines Sozialen Raumes, dessen differenzierungstheoretische Konstitution den Rahmen für eine theoretische Einordnung regionaler Disparitäten abgeben könnte.

Der Individualisierungsprozess von Lebensführung zielt auf die Ausdifferenzierung der Lebensverläufe sowohl was individuelle Biographien als auch den strukturellen Ablauf von Beziehungsmustern anbelangt. Auch wenn gegenwärtig augenscheinlich bestimmte Lebensmuster nicht mehr akzeptiert werden (können), ist auch diese These nicht in dem Sinne misszuverstehen, dass die Einbeziehung des Faktors 'Zeit' in eine Theorie des Sozialen Raumes hiesse, sich den Thesen einer völlig individualisierten, weil entstrukturierten Gesellschaft anzuschliessen. Der theoretische Rahmen einer solchen Annäherung könnte bei GIDDENS (1988) gefunden werden, der Raum und Zeit nicht mehr als blosse Randbedingungen sozialen Handelns ansieht, sondern versucht, eine strukturelle Handlungstheorie zu entwerfen, die die Situiertheit des Handelns in Raum und Zeit zum eigentlichen Gegenstand der Analyse erhebt.

Während wir die regionale Pluralisierung familialer Lebenslagen empirisch und theoretisch durch eine räumliche Betrachtungsweise schon recht eindrucksvoll beschreiben können, muss auf die Herausarbeitung der Bedeutung biographischer Verläufe für die Wahrnehmung von Lebenschancen hier verzichtet werden, weil wir hierzu anderes empirisches Material benötigen. Dieses wird gegenwärtig im Rahmen eines repräsentativen Familiensurveys des DJI erhoben.

Ehe und Familie im Wandel der Nachkriegszeit - ein kritischer Beitrag zur aktuellen Diskussion

Johannes Huinink / Karl Ulrich Mayer / Michael Wagner (Berlin)

In diesem Beitrag werden einige Hauptthesen der aktuellen soziologischen Diskussion im deutschsprachigen Raum zum sozialen Wandel der Familie diskutiert und kritisch empirischen Ergebnissen des Projekts "Lebensverläufe und Wohlfahrtsentwicklung" gegenübergestellt.

Eine gewichtigere These diagnostiziert einen durchgreifenden "Funktionsverlust" der Familie. Hoffmann-Nowotny spricht gar von einem Trend zur "autistischen Gesellschaft". Diese Position eines linear extrapolierten Makrotrends zur durchgehenden Auflösung "gemeinschaftlicher Strukturen" wird hingegen von der Mehrzahl der Familientheoretiker nicht geteilt. So bildet nach Beck-Gernsheim die "Individualisierung" der Frau, das heisst ihre Herauslösung aus den klassischen Rollenverhältnissen, den bestimmenden Hintergrund für die aktuelle Entwicklung. Die Folgen für die Familie sind aber eher ambivalent: Elternschaft wird erstmals zu einem Mobilitäts- und Karrierehindernis, gewinnt aber auch als Lebensperspektive für Frauen einen neuen Sinn. Laut Nave-Herz muss von einem "Bedeutungswandel von Ehe und Familie" gesprochen werden. Während die Ehe in den 50er Jahren durchaus eine (materielle) Solidargemeinschaft war, ist in den 80er Jahren die Elternschaft zum dominierenden Heiratsmotiv geworden. Die Kinderzahl werde gerade deswegen beschränkt, weil die subjektive Bedeutung der Kinder für Ehen zugenommen habe. Diese funktionale Spezialisierung von Ehe und Familie erhöhe allerdings deren Instabilität. Nicht so sehr die Familie war einem einschneidenden Wandel in der Nachkriegszeit ausgesetzt, sondern die Ehe. Auch Kaufmann differenziert nach "Normenkomplexen" zur Partnerschaft und Elternschaft. Nur die Partnerschaft war deutlichen Individualisierungsprozessen ausgesetzt. Die Familie habe keinen dramatischen Wandel erfahren, bestenfalls könne man von einer Pluralisierung der Lebensformen sprechen. Auf der Basis einer "differenzierungstheoretischen" Argumentation kommt Kaufmann zu der Aussage, dass die Familie zu Anpassungsleistungen gezwungen werde, die letztendlich aber ihre Stabilität erhöhen könnten.

In den bisherigen Analysen ist der historische Prozess des Wandels der Familie als Teilprozess gesellschaftlichen Wandels noch nicht hinreichend beschrieben, geschweige denn empirisch analysiert. Die vorgestellten Diskussionsbeiträge setzen sich in zu einfacher Weise mit dem komplexen Phänomen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse auseinander, indem sie z.T. auf globale, relativ einfach strukturierte, soziologische Makrotheorien des sozialen Wandels rekurrieren. Sie laufen daher Gefahr, eher die gesellschaftspolitische Position des Soziologen als die Sache zu beschreiben. Daher sind die empirischen Belege als defizitär zu betrachten. Der alleinige Bezug auf hochaggregierte Daten der amtlichen Statistik stellt zwar schon wertvolle Informationen zur Verfügung. Das gilt besonders dann, wenn eine kohortenspezifische Betrachtungsweise verfolgt wird. Man kann damit aber nicht die Hintergründe auftretender Veränderungen belegen. Als aggregierte Information über individuelle Verhaltensweisen kann sie sowohl individuelle Verhaltensänderungen wie Veränderungen der soziodemographischen Komposition von im Verhalten stabilen Bevölkerungsgruppen reflektieren. Auf der anderen Seite ist der Beleg von gesellschaftlichen Wandlungsphänomenen durch partikularistische, empirische Informationen, wie Zitaten aus narrativen Interviews, ebenso unzureichend. Dadurch wird leicht Phänomenen eine allgemeinere Bedeutung zugeschrieben, die ihnen de facto nicht zukommt. In der Beschreibung des historischen Wandels wird von allen Autoren zu wenig die Rolle

sozialstruktureller Faktoren, insbesondere von Indikatoren der sozialen Schicht und/oder Klasse, berücksichtigt. Es wird teilweise sogar davon ausgegangen, dass diese Unterschiede eine immer geringere Bedeutung haben, ohne dass dieser Befund empirisch hinreichend belegt wird. Schliesslich ist die empirische Analyse der Auflösung von Ehe und Familie bislang stark unterbelichtet. Sehr viel mehr als der globale Hinweis auf einen Anstieg der Scheidungsziffern geht in die Betrachtungen selten ein.

Die empirischen Ergebnisse des Projekts "Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel" verlangen eine zum Teil erhebliche Modifikation der zitierten Auffassungen. Dass ein Verfall der Familie nicht stattfindet, wie es die vergangenen periodenspezifischen Veröffentlichungen der amtlichen Statistik suggerieren, lässt sich schon mit einer kohortenbezogenen Analyse dieser Daten feststellen. Die Häufigkeit dritter und weiterer Kinder geht zwar gegen Null, ansonsten sind die grössten Veränderungen aber im Hinblick auf den Zeitpunkt der Familienbildung festzustellen. Bislang wurde dabei kaum beachtet, dass ein Anstieg des durchschnittlichen Alters bei der Geburt des ersten Kindes schon sehr viel früher zu beobachten war (seit den Kohorten der späten vierziger Jahre etwa) als bei der Eheschliessung. Diese Veränderungen können kaum als durchgreifende Individualisierungstendenzen im Bereich der Familie gedeutet werden, wie eine differenziertere Analyse der Lebensverlaufsdaten im Vergleich der 1930, 1940 und 1950 Geborenen belegt. Wenn überhaupt, so müssen sie für Personen mit einem besonders hohen Bildungsniveau angenommen werden. Der Anstieg des Alters bei der ersten Geburt ist darüber hinaus auf Kompositionseffekte zurückzuführen. Frauen mit einem mittleren Bildungsniveau und einer beruflichen Ausbildung haben immer schon relativ spät eine Familie gegründet. Ihr Anteil an der Gesamtpopulation ist aber erheblich angestiegen. Frauen mit einem niedrigen Bildungsniveau haben dagegen von Kohorte zu Kohorte immer früher ihr erstes Kind geboren. Das Ergebnis ist eine zunehmende Polarisierung im Bildungseffekt. Alle haben, wenn auch bildungsspezifisch im Alter gestaffelt, bis in die Kohorten der frühen fünfziger Jahre hinein früh geheiratet.

Im Hinblick auf die Stabilität von Ehen ist zum einen festzustellen, dass auch die hohen Scheidungsraten der 70er Jahre zumindest teilweise auf einen reinen Kompositionseffekt zurückgehen dürften. Der Grund dafür wäre die hohe Zahl der besonders instabilen, über längere Zeit kinderlosen Frühehen der Geburtsjahrgänge, die um 1950 herum geboren wurden. Zum anderen lässt sich empirisch belegen, dass im Zuge der Bildungsexpansion insbesondere die bildungshomogenen Ehen zugenommen haben. Ihre Stabilität ist allerdings vergleichsweise hoch, so dass zumindest in dieser Hinsicht eine wichtige Bestimmungsgrösse für die (vermeintliche) Individualisierung von Frauen keinen negativen Einfluss auf die Stabilität von Ehen haben kann.